Spätes Glück.

Eine Skizze von Karl Rosner.

„Ach Gott," sagte meine Schwiegermutter, jetzt hatte ich doch diese Sache mit Onkel August auch wieder auf dem Halse. Nun, ich hoffe, daß er mit mir zufrieden ist."

Dabei saß sie überaus gerade auf dem kleinen, brettharten Biedermeiersofa, das mit schokoladenbraunem Rips bezogen und von unsagbar vielen Nägeln mit weißen Porzellanknöpfen umrandet war. Ihre Hände ruhten ihr zu beiden Seiten mit den Spitzen der gespreizten Finger auf dem Sitz, und ihre Augen sahen nachdenksam geradeaus in das winterlich klare Nachmittagslicht der blitzblanken Wohnstube. Die sorgfältigen Scheitel der noch energisch frischen Frau glänzten nach reichlich viel Pomade, und über ihrem Busen wiegte sich im Rahmen einer Brosche das kleine Bildnis meines seligen Schwiegervaters. Aeußerst vergnügt, beinahe pfiffig lugte der zeitlebens sehr unternehmungslustige und muntere Herr von seinem wohlgepolsterten Ruhesitze auf mich hernieder.

Nun muß ich gleich bemerken: ich habe für familiengeschichtliche Zusammenhänge kein Gedächtnis. Und trotz der langjährigen Zugehörigkeit habe ich mich in den überaus vielfältigen Verwandschaftsstufungen in der Familie meiner Frau nie ganz zurechtgefunden. Zu Hause, in Berlin, half meine Frau in solchen Fällen mit rührender Geduld — aber hier, auf dem kleinen mecklenburgischen Gute meiner Schwiegermutter, das ich auf der Durchreise für wenige Stunden besuchte, war ich nun ganz in Gottes Hand. Ich strengte mein Gehirn an, dachte krampfhaft nach — aber ich kam zu keinem Ziel.

Endlich fragte ich zaghaft: „Pardon, Mutter — wer ist denn mein Onkel August"

Sie machte Augen links! und meinte mit bedeckter Stimme: „Der Bruder von Tante Fränze." Und sah wieder gerade aus. Aber ich hatte den Eindruck, daß meine Unkenntnis sie leicht verletzt hatte.

So sagte ich, um das wiederum gutzumachen, mit einem Ausdruck der Erleuchtung:

„Ach ja — natürlich! Der Bruder der Tante Fränze! Wie geht es ihr denn? Sie kommt wohl öfter zum Kaffee?" — Jetzt wendete sie auch den Hals im Halswirbel ein wenig zu mir herüber — merkwürdig langsam. Die Lider ihrer Augen waren halb gesenkt.

„Tante Fränze ist wohl seit sechszehn Jahren tot . . . ."

Und dann sah sie wieder vor sich hin nach dem Fenster dort drüben, in dessen hellen Rahmen die kahlen Zweige der Bäume vor dem Hause schnitten. Ihre Finger aber klopften jetzt hoheitsvoll und gelassen Skalen auf dem chokoladenbraunen Rips. Ich glaube, sie hielt mich für einen hoffnungslosen Fall. Es war mir peinlich. Ich faltete die Stirn, schüttelte möglichst ungezwungen den Kopf und sah auf meine Nägel. „Hm — dann habe ich das wohl mit einer anderen verwechselt."

Sie seufzte leicht. „Wahrscheinlich." Und sagte dann nach einer Weile, deren Stille mich als ein Vorwurf traf, ablenkend und mit einem nachsichtigen Ton auf dem Grunde ihrer Stimme: „Thilde schreibt mir, du hättest viel zu tun — du bist vielleicht ein wenig überanstrengt? Gesund ist der Beruf ja keinesfalls: immer so mit dem Kopf. Wenn ich denke: mein guter seliger Fritz — — und überhaupt . . ." Sie brach ab, tastete mit einer raschen Geste, als müsse sie sich überzeugen, daß dieser Unternehmungslustige auch noch vorhanden sei, nach meinem Schwiegervater. Aber der wiegte sich noch immer pfiffig lächelnd auf seiner weichen Höhe und machte Aeuglein so, als wollte er mir sagen: „Junge — ick bin da schöne 'raus!"

So war es wieder still. Aber weil ich den Ehrgeiz hatte, mich zu rehabilitieren, kam ich auf unser früheres Gespräch zurück. — „Verzeih, liebe Mutter, du erwähntest da vorhin eine Sache mit Onkel August, die du, wenn ich dich recht verstanden habe, geregelt ha . . .? Das wird auch Thilde gewiß interessieren, darf ich fragen, um was es sich da gehandelt hat?"

Sie nickte und feuchtete sich mit der Zungenspitze die Lippen an. „Onkel August hat doch Klara Hartmann geliebt, das weißt du?" Man ist manchmal wirklich recht feige vor solchen Fragen. Ich sagte: „Aber gewiß, ganz recht. Davon ist ja wohl damals viel gesprochen worden." Und dabei wiederhole ich mir krampfhaft im stillen: Onkel August — Bruder der toten Tante Fränze — hat eine Klara Hartmann geliebt.

Doch meine Schwiegermutter hob sich in den Hüften gerade und sah mich scharf an.

„So, man hat viel davon gesprochen? Wer hat denn viel davon gesprochen? Es ist doch wirklich geradezu abscheulich von den Leuten! Klara Hartmann war immer ein sehr gutes, wohlerzogenes Mädchen — und da könnte ich wohl meine Hand ins Feuer legen."

Ich unterbrach: „Liebe Mutter, so meine ich das nicht — ich dachte nur: in der Familie, so wie wir ja auch jetzt davon sprechen."

Da wurde sie ruhiger und sagte: „Nun ja — das wohl. Und wir hätten ja auch alle so sehr gewünscht, daß es zustande kam. Aber Onkel August hatte ja damals recht sehr zu kämpfen, er hatte doch das Gestüt eben erst eingerichtet — und immer geht das nicht gleich so, wie man wohl möchte." Sie unterbrach sich, schwieg, hob den Blick sorgenvoll zum Fenster und meinte vor sich hin: „Nun, ich habe jetzt auch eine Kuh stehen, die nicht annimmt — aber derlei Sorgen sind dir in deinem Beruf ja völlig fremd."

Ich fühlte mich ein wenig eingeengt und hob die Hände vor: „Gott — Mutter, mit Verlegern ist es auch nicht immer leicht . . ." Aber sie gab mir gar nicht Antwort. Und weil ich den mühsam gewahrten Faden unseres Gespräches nicht verlieren wollte, fragte ich endlich: „Und Klara Hartmann?"

„Ach, die wäre ja auch mit wenigem zufrieden gewesen — sie war doch immer so ideal veranlagt. Aber er sagte noch immer: Wenn ich Klara Hartmann mal heimführe, dann muß sie reinweg alles haben können! — Und dann hat ihn doch der Hengst geschlagen. . . ."

„Den Onkel August? Ach Gott, das wird Thilde aufregen!" — „Warum?" — „Aber ich bitte dich, liebe Mutter! Ein Verwandter — das ist doch schrecklich!"

Sie blieb ganz ruhig. „Nun, Thilde weiß das alles doch!" — „Wie, du hast ihr geschrieben?" — „Ja, was denn?"

„Dieses Unglück mit dem Onkel August?" — Da schüttelte sie langsam und befremdend den Kopf und fragte: „Willst du vielleicht ein Glas Wein trinken? Auch Nußschnaps habe ich — mein guter seliger Fritz trank immer solch ein Gläschen Nußschnaps, wenn er sich nicht recht auf der Höhe fühlte —"

Und wie ich sie nur fragend ansah, meinte sie noch: „Das ist doch zwanzig Jahre her, daß Onkel August nach dem Unfall gestorben ist — Thilde war damals noch ein kleines Mädchen. Und Klara Hartmann ist doch zwei Jahre darauf an den Masern gestorben — aber ich glaube, daß es Kränkung war und unglückliche Liebe — denn woher kriegt ein Mädchen in den Jahren die Masern! Und sie war doch über dreißig — und so ideal angehaucht — da schlägt sich solch ein Seelenschmerz wohl manchmal auf die Haut. — Das kommt doch vor?!"

Ich nickte nur. Ich fand mich gar nicht mehr zurecht. Da hatte ich mich doch schon so gefreut, daß wir uns über diese Klara Hartmann so halb und halb geeinigt hatten — und nun starb sie auf einmal weg, war tot. — Da sagte meine Schwiegermutter unvermittelt: „Du könntest das übrigens einmal schreiben? Das wäre doch ein Stoff für einen Roman: so eine ideale Liebe — und dazu das Leben auf dem Gestüt mit all den Hoffnungen und Sorgen!" Ihr Blick glitt von mir ab, sah in die Ferne. „Herr Pastor Möller meint übrigens, ich sollte nicht lange warten und die Kuh verkaufen — —" Sie schüttelte den Kopf, war wiederum bei mir. „Natürlich müßtest du die Namen ändern — nun das versteht sich wohl von selbst. Und das Honorar könnten wir teilen — ich glaube, das wäre recht und billig."

Ich sagte: „Liebe Mutter — wenn du den Nußschnaps gerade in der Nähe hast —?"

Da stand sie auf und holte ihn von dem Büfett und goß zwei Gläschen ein.

Vorsichtig tippten wir die weggespreizten kleinen Finger aneinander, dann tranken wir.

Als sie wiederum saß, nahm ich noch einmal einen Anlauf.

„Pardon, liebe Mutter — ich war vielleicht ein wenig unaufmerksam und dann: die Fahrt — und ich hatte in diesen Tagen den Kopf ja reichlich voll mit anderen Dingen. — Aber eins versteh ich nicht: du hast mir doch gesagt, daß du die Sache mit Onkel August jetzt geordnet hättest, und daß du hoffst, er sei mit dir zufrieden?"

Sie blickte mit gesenkten Lidern auf das geleerte Schnapsgläschen nieder. Die Züge ihres Gesichtes waren zu einer gehaltenen Würde geordnet.

„Das hoffe ich —"

„Ja — was war da noch zu ordnen?"

„Nun, der alte Kirchhof unten in Altmarkt mußte doch nun aufgelassen werden — er war seit vielen Jahren schon nicht mehr benutzt worden; man hat die Reste in der Hauptsache in Sammelgräbern auf dem neuen Kirchhof beigesetzt. Nun war doch Onkel August immer ein exklusiver Mensch — ich meine: so mit jedermann da jahrelang — vielleicht bis in die Ewigkeit — nein, nein, das hätte ihm schon nicht gepaßt —! Und man muß sich das doch nur vorstellen: wenn eines Tages dann so die Posaunen des jüngsten Gerichtes ertönen —" Sie kräuselte die Nase, schüttelte den Kopf und meinte: „Nein — nein — ich habe auch Herrn Pastor Möller gefragt, und er sagte mir auch aus diesem Gesichtspunkte: Besser wäre es ja auf jeden Fall —"

Sie war ein wenig außer Atem, mußte schlucken und fuhr dann fort: „Nun haben wir doch drüben auf dem neuen Kirchhof die schöne große Gruft, in der doch bisher nur mein guter seliger Fritz und Tante Fränze ruhen — und da dacht' ich mir, weil doch auch Fritz den Onkel August stets so gut leiden mochte, daß ich das ja wohl machen sollte — Aber man stellt sich doch die Dinge manchmal anders vor. Da hatte ich nun aus Schwerin einen so schönen Metallsarg kommen lassen — aber wie wir dann Onkel August suchten, nein, ich muß sagen: es war wohl ein wenig kümmerlich — und gar nicht gut sahen die Knochen aus — so richtig gelb — weißt du, ich glaube doch, das kommt vom vielen Rauchen bei den Männern. Wenn ich dagegen an Klara Hartmanns Beine denke: blitzblank und weiß — wie Elfenbein —"

Ich fragte: „Ja — habt ihr denn auch die Klara Hartmann — —"

Sie sagte rasch: „Gott — das ist es doch eben! Wie ich den armen guten Onkel August dann da so kümmerlich in seinem großen Sarge sah — ach richtig verkrümmelt hat er sich — da ist mir's erst so völlig klar geworden, wie wenig er doch eigentlich im Leben hatte. Nach Clara Hartmann hatte er sich so gesehnt — und nach einem Heim mit ihr — und einem Kindchen — eben so richtig nach Familienglück. Und da dacht' ich mir denn — —"

„Ja —"

„Ach — es ist ja wohl ein wenig sehr freisinnig — und ich möchte ja auch nicht, daß es herum gesprochen würde, aber es gibt Fälle, in denen einem das Herz mit der Moral durchgeht, wenn man so sagen kann. Nun ja, da dacht' ich mir, man könnte ihm ja doch noch etwas wie ein spätes Glück verschaffen — ihm und der lieben Klara Hartmann, die wirklich immer ein überaus braves und wohlerzogenes Mädchen war. Herr Pastor Möller meinte auch, Bedenken dagegen könne er nicht wohl geltend machen — nun: da haben wir sie mit ihm zu ihm in den großen Sarg gelegt. Und dann —"

Sie sah vor sich hin, suchte nach dem rechten Worte. „— es war doch richtig so, als ob es hätte sein sollen —! Da fanden sie bei diesen Arbeiten doch noch ein Särglein, von dem niemand recht wußte, wohin es gehören mochte — ganz klein und recht erbärmlich. Und dies stand dann so mutterlos umher. Und da dacht' ich mir wieder, daß die beiden sich wohl auch ein solches Kind gewünscht hätten, wenn sie — nun ja — das ist doch so —? Nun, da haben wir auch das Kindchen noch dazu gegeben — damit es eine richtige Familie ist — —"

Sie schwieg, drehte das Gläschen zwischen den Fingern und sagte dann nach einer Pause:

„Gott — ganz so, wie er es sich's wünschte, ist's ja nicht geworden — denn er hätte das alles ja gewiß noch gern miterlebt — aber es ist doch etwas. Und wenn der liebe Gott sie auch am jüngsten Tage vereinigt hätte, so ganz gleich kann es ihnen ja doch nicht gewesen sein, mit wem sie bis dahin zusammen sind. Gerade dem Onkel August nicht, der ja immer ein bißchen eigen war. Und wie gesagt: ich glaube wohl, er wird mit mir zufrieden sein."

„Sicher, liebe Mutter."

„Du brauchst übrigens nicht etwa zu glauben, daß ihr dadurch irgendwie benachteiligt wäret!?" — „Aber, Mutter — wie kommst du nur auf den Gedanken?" — „Nun, ich wollte nur sagen: es ist Platz für euch alle auch für dich. Und irgendwelche Umstände machst du mir gar nicht —"

Ich hob nur meine Hände vor: „Nicht drängen, bitte —!"

Haaropfer.

Die opferwillige Begeisterung für den Befreiungskrieg im Jahre 1813 führte bekanntlich auch dahin, daß Frauen ihr prächtiges Haar auf dem Altar des Vaterlandes opferten. Haaropfer wurden im klassischen Altertum selbst den Göttern dargebracht. So gelobte Peleus, der Vater des Achilles, das Haar seines Sohnes dem Flusse Spercheios zu opfern, wenn derselbe glücklich aus Troja heimkehre. Frauen opferten ihr Haar auch der Göttin Hygieia, in deren Hand es gegeben war, Gesundheit zu verleihen. Die Hygieia-Statue in Sikyon war buchstäblich von Haarlocken bedeckt. Nach Wessely opferten römische Jünglinge im Tempel den Flaum ihres Kinnes. Neuerdings hat der Archäologe Dr. Sophus Müller über Funde in Dänemark berichtet, die auch hier auf ehemalige Haaropfer hindeuten. So wurde in einem Moor „Bundloes Mose" bei der Stadt Stive in Jütland eine lange, blonde Haarlocke aufgefunden, die durch buntgefärbte Schafwolle zusammengehalten war. Ein zweiter Fund in Aborup, im Hinterlande, unweit Skagen, wurde durch den Kätner Laustsen ebenfalls im Moor entdeckt. Auch diese Locke war blond und an den Enden zusammengebunden. Nach der Auffassung und der Lage der Funde handelt es sich wirklich um Opferfunde.

Giuseppe.

Von L. vom Vogelsberg.

Vor dem vornehmen Hause mit dem einfachen Vorgärtchen stand Giuseppe. Den Korb mit den Gipsfiguren hielt er wie eine Reliquie an sich gepreßt und versuchte dabei die blauroten Hände anzuhauchen. Das half nicht viel, denn Giuseppe war den deutschen Winter noch nicht gewöhnt.

So stand er eine Weile; dann hatte er seinen Entschluß gefaßt. Da wollte er hinauf, mußte hinauf; denn wenn er heute wieder kein Geld heimbrachte, prügelte ihn der Padrone, und er durfte nicht in die warme Stube. Und Guiseppe fror so fürchterlich.

Auf den Fußspitzen schlich er durch das Gärtchen und stieß die Tür auf, die ein pressiertes Dienstmädchen in der Eile wohl zu schließen vergessen hatte. Daß da an der Tür stand, Betteln und Hausieren seien verboten, genierte Giuseppe nicht, zumal er überhaupt nicht lesen konnte.

Drinnen stieg er die Treppe hinauf. Das blank polierte Geländer wagte er nicht anzufassen, und sorgsam trat er immer dahin, wo die Teppichläufer die Stufen freiließ, bis er sich endlich erinnerte, daß er ja eigentlich nicht auf den Dachboden, sondern in irgendeine Wohnung wollte. Und geradeswegs ging er auf die nächste Korridortür zu.

Es hatte wohl überhaupt nicht geklingelt, als Giuseppe so zaghaft auf den Knopf drückte. Dann wagte er den Versuch noch einmal. Und nun bimmelte es da drinnen, ganz fein und hell; flinke Schritte klangen hinter der Tür, sie klappte auf, und ein wunderschöner, blonder Frauenkopf sah neugierig heraus. Kaum aber hatte seine Eigentümerin den kleinen Giuseppe erblickt, der allerdings einem Bravo ähnlicher sah als einem Kulturmenschen, als auch schon die Tür das Bestreben zeigte, hurtig ins Schloß zu fallen.

„O Signora" . . .

Die Tür hielt inne, und der blonde Kopf kam wieder zum Vorschein. So sonderbar, wie der Kleine das gesagt hatte. Aber da gab sich die junge Frau einen energischen Ruck.

„Wir geben nichts und kaufen auch nichts!" sagte sie und blieb danach stehen, als wartete sie auf eine Erwiderung.

„O Signora" . . . hauchte Giuseppe wieder und blieb versteinert.

Die junge Frau lächelte ein wenig nervös und ungeduldig; dabei betrachtete sie neugierig und ein wenig ängstlich die armselige Kleidung und den lieben, schwarzlockigen Kinderkopf des kleinen Italieners. Und allgemach schienen verschiedene Anzeichen auf einen Stimmungswechsel hinzudeuten.

„Sie haben Gipsfiguren?" fragte sie und sah dabei auf den Korb, über dem eine schwarze Wachstuchdecke lag.

Da fuhr Giuseppe aus seiner Versunkenheit auf. Si, si, Signora! Gipsfiguri, oh, fein!"

Und eilfertig zog er das Tuch von seinen Schätzen.

Aber die junge Frau schüttelte den Kopf. Der Gedanke, eine Gipsfigur in ihrer Wohnung zu wissen, erschien ihr auf einmal gräßlich. Was würde ihr Mann sagen! Ihre Freundinnen würden sie auslachen.

Doch Giuseppe ließ nicht locker. „Sehen Sie, Signora, da Siller und da Bisemarck und da die Kaiserr und hier, oh, sehe Sie diese Dantes, eccellente!"

Er machte ein so liebesBettelbubengesicht, indem er die Dantebüste hinhielt, daß es der jungen Frau nicht möglich schien, nein zu sagen. Sie fragte nach dem Preis, in der festen Absicht, doch nichts zu kaufen.

Aber Giuseppe nahm den großen Dichter und legte ihn ihr wie ein Baby auf den Arm. „Es kosten nix!" versicherte er bestimmt, und das verträumte Lächeln lief wieder über sein Gesicht.

Beinahe hätte sie vor Ueberraschung das gipserne Kunstwerk fallen lassen. „Es kostet nichts?"

„Nein, niente!"

„Aber warum denn nicht?"

„Weil Signora so sön ist!"

Wie ein stilles Gebet fielen die paar Worte, voll Dankbarkeit und Beglükkung.

Ein heißes Feuer flog über das Gesicht der jungen Frau. Und doch konnte sie dem kleinen Buben nicht böse sein. Er stand vor ihr und sah sie an, so gläubig und voll Vertrauen, wie er daheim zu seiner Madonna aufsehen mochte. Das gab ihr die Sicherheit wieder, und sie suchte nach Worten für ihn Und zum erstenmal bedauerte sie, daß sie von ihrer Hochzeitsreise her auch nicht den geringsten italienischen Brocken behalten hatte.

„Aber, mein Kind, das darfst du doch nicht verschenken?"

Giuseppe schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, Signora!"

„Und wenn du nun nach Hause kommst?"

„Dann hauen mick die Padrone!"

Er sagte das so selbstverständlich, und dabei leuchtete der Stolz so offenbar aus seinem blassen, schmalen Gesicht, daß die junge, schöne Frau eine seltsame Rührung überkam. Und kurz entschlossen packte sie den Korb mit der einen Hand und ergriff mit der anderen den Buben an dem mürben Aermel seines viel zu weiten Rockes und zog beide in die offene Tür.

Drinnen schubste sie den Kleinen in die Küche und gab sich Mühe, ärgerlich zu erscheinen, während ihr das Wasser in den Augen stand. Und dann stellte sie Giuseppe einen Teller vor und lud ihm auf, als habe der kleine Kunstbeflissene seit Jahr und Tag gehungert. Sogar ein Glas Rotwein erschien, und die junge Frau ging dabei so weit, eine italienische Marke zu wählen.

Giuseppe aß langsam und mit Anstand, während sie ihm gegenübersaß und ihm voll Teilnahme zusah. Ab und zu guckte er nach ihr hinüber und dann wieder auf einen Teller mit einem Lächeln, als habe er etwas Wunderschönes entdeckt. Der Wein hatte seine Wangen leicht gerötet, und das Gefühl der Sättigung brachte die Lebensfreude in seine Augen. Da fragte sie ihn nach seinem Namen.

Giuseppe Verante hieß er, und sein Dorf lag im Venezianischen. In diesem Sommer war er gekommen und wollte hier bleiben, bis er reich geworden wäre, wenn ihn der Patrone nicht vorher totprügelte.

Ob denn das so schlimm sei und ob er so wenig verkaufe.

Das Prügeln wäre nicht so schlimm wie der Hunger, denn wenn er nichts verkauft habe, bekomme er auch nichts zu essen. „Und Gipsfiguri sein doch so sön. Aber noch söner sind die superbe Figura in Venezia und Firenze! O Signora, da mussen du hin, per Dio!"

Er war begeistert, und seine schwarzen Augen funkelten.

Die junge Frau lächelte versonnen; sie war dort gewesen, vor einigen Monaten, und hatte ihr junges Glück dort in Licht und Sonne genossen. Aber für die superbe Figuri hatten sie alle beide damals wenig Zeit gehaba. . . .

So komisch kam ihr auf einmal die Situation vor; der kleine, zerlumpte Italienerbube in ihrer stillen, vornehmen Wohnung, und sie ihm gegenüber, wie einem alten Bekannten. Und hastig stand sie auf.

Giuseppe hatte sich ebenfalls erhoben.

„O, Signora!" sagte er und faßte nach ihrer Hand. Er suchte nach Dankesworten und sagte ihr ein paar Worte mit seiner weichen, klingenden Stimme. Aber als er sah, daß sie ihn nicht verstand, ließ er ihre Hand fallen und sah ihr wieder mit jenem gläubigen, glücklichen Blick ins Gesicht, der ihr so seltsam ans Herz griff.

Sie faßte in die Tasche und holte ein Geldstück heraus. Aber Giuseppe wies es mit einem Ausdruck zurück, daß sie sah, sie müsse ihm wehgetan haben. Und beschämt ließ sie es wieder in die Schürze gleiten.

Artig zog Giuseppe den Hut, nahm seinen Korb unter den Arm und ging. Da umfaßten ihn plötzlich an der Tür noch einmal zwei Arme, und er hörte eine Stimme an seinem Ohr: „In acht Tagen, mein Kind, komm wieder." . . .

Dann stand er draußen und ging glückstrahlend die Treppe hinunter und murmelte: „Söne Signora."

Seine Prügel bekam er aber doch vom Padrone; das berührte ihn aber nicht im geringsten, er lächelte sogar dabei. Und als man ihn ohne Essen in seine kalte Ecke jagte, lächelte er wiederum.

Es schien, als habe die junge, schöne Frau acht Tage später auf ihn gewartet. Draußen war eine klingende Kälte, und Giuseppe konnte vor Frost kaum gehen. Aber kaum hatte er oben auf die Klingel gedrückt, als schon die Tür aufflog und ihn zwei kleine, feine Hände schnell ins Warme zogen.

Da stand er und machte ein Gesicht, als sei er eben in den Himmel eingegangen. Und die junge Frau hatte vor Erregung gerötete Backen und setzte eine geheimnisvoll zugedeckte, lange Schüssel vor ihn hin. Die mußte Giuseppe aufdecken. Und als er sie aufgedeckt hatte, da lag ein Berg der wundervollsten Makkaroni vor ihm.

Zuerst war Giuseppe sprachlos, dann aber ging er auf die junge Frau zu, kniete vor ihr nieder und küßte ihre Hände.

„O gute Signora!" sagte er dabei.

Dann ging er an die Arbeit. Mit seinen zierlichen Knabenfingern nahm er ein Bündel der leckeren Kost nach dem andern, legte den Schwarzkopf zurück und ließ es wie ein Sybarit hinuntergleiten. Und als er fertig war, da konnte sich die junge Frau nicht enthalten, mit lachendem Mund zu fragen:

„Nicht, Giuseppe, das war die schönste Stunde deines Lebens?"

Aber Giuseppe wurde ganz ernst und schüttelte den Kopf.

„O nein, Signora!"

„Nicht? Was möchtest du denn?"

„Für dich sterben, Signora!"

So still und gelassen sagte er das und sah sie dabei so gläubig an, daß sie ein leises Schauern durchlief. Sie versuchte zu scherzen.

„Aber warum denn das?"

„Weil du so sön bist, Signora!"

Sie sagte nichts weiter; es war ihr so wunderbar zumute geworden. Und als Giuseppe ging, küßte sie ihn ganz leise auf die Stirn.

Jede Woche einmal kam nun Giuseppe. Immer war er heiter und guter Dinge, erzählte der bella Signora von seiner Heimat und wie sehr ihn der Padrone verprügelt hatte und freute sich mit dem stillen Staunen an der Schönheit der jungen Frau.

Bis man ihm eines Tages sagte, daß er nun ein paar Wochen lang nicht kommen dürfe, Signora wolle mit dem Signor eine Reise machen, vielleicht nach Rom, und man werde ihm von dort etwas Schones mitbringen.

Aber Giuseppe ward trotz dieses Versprechens sehr traurig. Er nickte nur und sprach nichts. Nur als man ihm sagte, daß er noch einmal kommen dürfe, lächelte er glücklich und ging.

Leise schlich er an diesem letzten Tage die Treppe hinauf. So furchtbar traurig war ihm zumute, daß er sich am liebsten zu Signoras Füßen gelegt hätte und gestorben wäre.

Oben stand die Flurtür offen. Und als Giuseppe eintrat, auf den Fußspitzen, da stand auch die Tür zum Wohnzimmer sperrangelweit auf. Verstohlen lugte Giuseppe hinein und hätte vor Schreck beinahe den Korb mit den Figuren fallen lassen. Denn da drin stand seine „söne Signora" an die Wand gelehnt, bleich wie der Tod, und hielt die Hände weit von sich gestreckt. Und ihr gegenüber, wie auf dem Sprung, stand ein großer, wilder Kerl und hielt ein Messer in der Hand, während ringsum erbrochenes Gerät lag.

Da fiel Giuseppes Korb wirklich.

„Maladetto!" . . . Und wie eine Katze flog der Bube auf den großen Kerl und riß ihn im Fall mit zu Boden. Nur noch ein Rennen und Rufen hörte er und spürte einen scharfen Schmerz in der Brust. Dann vergingen ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, wußte Giuseppe, daß er sterben würde. Da lag er in Signoras Bett, und sie stand vor ihm und weinte, als ob ihr das Liebste gestorben wäre.

Leise richtete sich Giuseppe auf und suchte die Hand der jungen Frau.

„Nicht weinen, Signora — jetzt sein meine sönste Stunde." . . .

Still sank die schöne, junge Frau neben seinem Bett nieder, während ein wildes Schluchzen ihren Körper durchlief.

„Du bist so sön, Signora!" sagte Giuseppe noch einmal. Dann ging er mit einem Lächeln hinüber.

Das Lied vom deutschen Vaterland.

Das Jahr der Erhebung und Befreiung Preußens hat Deutschland zugleich eines seiner patriotischsten Lieder gegeben. Zu Anfang des Jahres 1813 ist von Ernst Moritz Arndt sein viel gesungenes und heute mehr denn je zeitgemäßes Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?" gedichtet worden. Erst mehr als ein Jahr nach seiner Vollendung — am 14. April 1814 — wurde es aus Anlaß des Einzuges der Verbündeten im Berliner Opernhause von der damals berühmten Schauspielerin Bethmann einem größeren Publikum mitgeteilt, allerdings als Deklamation, da eine Melodie dafür damals noch nicht existierte. Aber noch im selben Jahre ist das Gedicht von einem Studenten der Theologie namens Cotta in Musik gesetzt worden, ohne jedoch sonderlich zu gefallen. Seine eigentliche Popularität hat es durch die Vertonung des damaligen Königlich Preußischen Musikdirektors Reichardt, der mit Arndt befreundet war, erlangt. Im August des Jahres 1825 ist diese Melodie bei einer Reise Reichardts durch Schlesien, in Begleitung von vier musikalischen Freunden, von der Schneekoppe herab zum ersten Male gesungen worden. So merkwürdig es auch klingen mag, so muß dennoch gesagt werden, daß die Tendenz des Arndtschen Liedes anfangs hart bekämpft wurde. Im Jahre 1846 erschien sogar in Bonn eine Broschüre, die sich mit scharfen Worten gegen die darin propagierten Ideen wandte. Es kam schließlich so weit, daß sich Reichardt bewogen fühlte, eine Erklärung abzugeben: daß weder er noch der Dichter eine sogenannte politische Einheit Deutschlands als etwas Mögliches und Wünschenswertes im Sinne hatte, sondern nur an die geistige und politische Einigkeit alles Deutschen dachte. Arndt war mit dieser Deutung nicht einverstanden, denn als ihm Reichardt jene Erklärung mitteilte und dabei fragte: „Nicht wahr, Sie dachten bei der Dichtung dieses Liedes nicht an eine Einheit?" erwiderte Arndt: „Doch tat ich das — aber an eine ideelle Einheit!" Im Jahre 1826 wurde das Lied von Berlin aus veröffentlicht und allgemein verbreitet, und seitdem klingt es fort durch ganz Deutschland und in allen Weltteilen.

Die Darwinsche Theorie.

Ein Lehrer hat seinen Schülern die Darwinsche Theorie, daß der Mensch vom Affen abstamme, so überzeugend vorgetragen, daß kein Zweifel möglich ist. Hans sucht sich ernsthaft in die Sache hineinzudenken und fragt zur Ueberwindung der allerletzten Schwierigkeiten seinen Nachbar: „Welcher Mensch hat denn nun zuerst gemerkt, daß er kein Affe mehr ist?"

— Dichters Tagessorge. „Mach' ich heute alte Gedanken in neuer Form oder neue Gedanken in alter Form?"